I. Schiller als literarische Größe.

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Lebensloos . . .
v. Maltitz.

Schiller steht als literarische Größe, obgleich sein Gestirn immer mächtiger aus den verhüllenden Schatten heraustritt, im Urtheil der öffentlichen Meinung offenbar noch hinter Göthe zurück. Die Thatsache bedarf keines Beweises, sondern nur der Erklärung und rechten Würdigung, um sofort den ersten Baustein zu der Ehrenhalle abzugeben, die Schiller sich über allen deutschen Dichtern zu wölben beginnt. Wie kommt es, frage ich also, daß Schiller, der größte Dichter unserer Nation, bis jetzt durch die gebildete öffentliche Meinung noch immer auf die zweite Dichterstelle hinter Göthe herabgedrückt wird?

Als wesentliche Faktoren, die zu dieser bisherigen Zurücksetzung Schillers vorzugsweise mitgewirkt haben, erscheinen mir folgende Punkte. Ich meine zuerst die Tradition, die sich über ihn festgesetzt hat; dann die Fortpflanzerin der Tradition, unsere Schule; in dritter Reihe der Lebens- und Dichtungsgang Schillers selbst und schließlich die Ungunst der Zeitrichtung und besonderer Strömungen derselben, die eine gerechte Würdigung erschwerten, wenn nicht geradezu unmöglich machten.

Es hat Schiller ein sehr eigenthümliches Schicksal gehabt. Während man Göthes Werke und 80jähriges Leben schon lange einer aufmerksamen und liebevollen Betrachtung und Untersuchung unterzogen und dabei mitunter auch wacker „gekannegießert" hat, hat Schiller bis auf die neuesten Zeiten mit althergebrachten Ueberlieferungen sich begnügen müssen, die aus schmutzigen Quellen entsprungen vom Jahre 1805 ab etwa 40 Jahre lang die Runde durch Deutschland gemacht haben[5]). Bis vor wenig Jahren hat man sich über seinen Geburtstag gestritten, und in Beziehung auf seinen Tod und die nächsten Tage darauf ruft noch Gustav Schwab in den vierziger Jahren aus, daß die Nachrichten selbst von Augenzeugen so verschieden seien, daß nach tausend Jahren ein Forscher bei diesen Widersprüchen wohl auf den Zweifel gerathen könnte, ob der ganze Vorgang, wenn Schiller überhaupt einmal gelebt habe[6]), nicht eine Mythe sei. Schiller

[5]) S. E. Boas: Schillers Jugendjahre. Einleitung. Voller Dank gebührt Boas, der sich durch die endliche Säuberung der Quellen ein bleibendes Verdienst erworben hat.

[6]) Gustav Schwab Leben Schillers. S. 758.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist früh, wie die Lieblinge des Volks überhaupt, von der Tradition ergriffen worden, und was dieselbe ihm einerseits als Glorienschein um das Haupt legte, eben das verhinderte andererseits das richtige Erkennen und Würdigen seines Dichtercharakters. Schiller ward durch diese Tradition der Dichter des Ideals, der Schwärmer und Träumer, allerdings der Wahrheits- und Freiheitszeuge, aber nur der Dichter für Frauen und die Jugend, weil ihm für Männer doch der reale Grund und die Objektivität Göthes fehle. Noch in der Zeit, als der Auszug aus Hoffmeisters großem Werk [7]), den Viehoff [8]) für den weitern Kreis von Schillers Lesern veranstaltet, in dritter Auflage ausgegeben wurde (1858), findet sich Julian Schmidt bei der Anzeige des Werks [9]) zu dem Seufzer veranlaßt, daß es dem deutschen Volke wirklich noth thue, den Nebel über Schiller endlich zu zerstreuen und sich den Heros anzusehen, wie er wirklich war, — und zu solcher Orientierung [10]) würde das Buch ein werthvolles Material bieten.

In Wahrheit erzählen uns die ersten Quellen, aus denen theilweise die Ueberlieferungen geflossen und hinterher aus einer Lebensbeschreibung ohne Untersuchung in die andere hinein abgeschrieben worden sind, Erstaunliches genug. Als Beleg führe ich nur die beiden ersten Lebensbeschreiber Oemler und Gruber an, welche gleich im Jahre 1805, wie versichert wurde, auf die sichersten Quellen gestützt, und „im Gewande der trauernden Freundschaft“ [11]) die ersten folgenreichen Enthüllungen gemacht haben. Es lohnt wahrhaftig nicht die Mühe, die Fülle von falschen Nachrichten wieder aufzutischen, die Boas gewissenhaft zusammengestellt hat. Ich hebe nur dasjenige heraus, womit diese beiden literarischen Freibeuter von vornherein Schillers Gestalt entstellt und diejenige Göthes in vergrößertem Maßstabe für die Folgezeit entworfen haben. Göthe, erzählt Gruber, empfing Schillern bei seiner Ankunft in Weimar mit „herablassender Huld.“ Nein, antwortet Oemler, so nicht, sondern „mit Herzlichkeit und Biedersinn [12]). Rathst Du wohl, schreibt Schiller bei Oemler an einen Freund, wer mir den Zutritt zur Herzogin Amalie verschafft hat? Göthe war es. Kopfschüttelnd stehst Du da. Ich zolle Deinem Kopfschütteln Beifall. Aber Göthe ist wahrlich ein guter Mensch [13]). Schiller, berichtet Oemler wieder, hatte an der Verfertigung der Xenien den geringsten Antheil und hätte überhaupt an dieselben nicht gedacht, wenn nicht gewisse „große und bekannte Männer“ [14]) den Stoff hergegeben hätten —: und wie Göthe Oemlern hier der „große Mann“ ist, so wird Schiller gelegentlich mit einem: „der gute

---

[7]) K. Hoffm. Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke.

[8]) K. Hoffm. Schillers Leben für den weiteren Kreis seiner Leser. Herausgegeben von H. Viehoff.

[9]) Grenzboten 1858. S. 409.

[10]) Und doch urtheilt Boas auch über Hoffmeisters großes Werk richtig, daß der ästhetische Reiz desselben für die Dauer nicht farbehaltig sein werde und schon jetzt ein wenig verblichen erscheine. Schillers Jugendjahre S. 28.

[11]) Boas S. 2. — [12]) Boas S. 4.

[13]) Vergl. Boas S. 22. Hier sah man den frechen Betrug, sagt Boas. Gleichwohl bringt Chr. Oeser (Ausgabe 1844) dieselbe Nachricht. S. II. Th. S. 100.

[14]) Boas S. 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schiller" vertraulich abgespeist. Kein anderer endlich als Oemler ist die Quelle jener langathmigen, kindischen Sage gewesen, daß sich die Pracht Schillerscher Diktion vom Genuß vieler Spirituosen herschreibe [15]), an die, wie ich mich erinnere, auch ich mit meinen Altersgenossen in Sekunda und Prima, ich weiß nicht aus welchem Grunde, geglaubt habe. Denn Oemler eben hat jenen Rheinweinpokal erfunden [16]), der neben dem arbeitenden Schiller auf dem Studiertische gestanden haben soll und von Döring noch weiter ausgeschmückt worden ist. Wie aber der ganze große Schiller durch diesen Oemler herabgezogen worden ist, beweist zur Genüge die Abfertigung, welche sein „Lügenbuch" gleich 1805 im Freimüthigen erfuhr. „Wie malt sich die Welt im Auge eines Insektes? fragt der Verfasser dort. Der große Mann, sagt er, sei „zur platten Fratze" [17]) verzerrt, und Schiller müßte ein sehr langweiliger Mensch gewesen sein, sähe ihm auch nur die Hälfte von all dem Erzählten und Erdichteten ähnlich." Der gewissenhafte Kenner Boas nennt freilich diesen Oemler „den frechsten Gesellen, der die Wege der deutschen Literatur jemals unsicher gemacht hat," aber der fruchtbare „Brodschriftsteller" Döring, welcher seit 1822 Schiller mit einer „Fluth" von Erläuterungsschriften verfolgte, hat noch 1852 „den ganzen Oemlerschen Lügenbrei wieder aufgewärmt" [18]). Carlyle erzählt nach Hoffmeisters Bemerkung [19]) wiederum Döring nach, und der bekannte, viel gelesene Gustav Schwab pflegt in seiner kernfesten Ehrlichkeit nicht allein wieder auf Oemler zurückzugehen [20]), sondern auch, wie Boas meint, die Erfindungen desselben rationell zu erklären.

Bei dem zweiten Machwerk Grubers, welches in demselben Grade die Gewissenlosigkeit der ersten Aufzeichnungen über Schiller darthut, sah sich schon Professor Konz [21]), Schillers Jugendfreund, zu der Gegenerklärung in den Tübinger Anzeigen 1805 veranlaßt: „Das Ganze sei eine fade, leere, größtentheils erlogene Schrift! Man traue nur dem empfindsamen Tone nicht!" Indeß Berichtigungen sind äußerst schwierig, wenn erst ein Wahn in die Masse der Leser gelangt ist. Aus diesem Grunde sehen wir bis zu diesem Tage jene weitgreifende Enthüllung eines Dritten, — der freilich im übrigen garnicht mit den Oemlers und Grubers zu vergleichen ist, aber nach Boas [22]) zu greller Uebertreibung neigt und an einen Karrikaturenmaler erinnert, — nicht allein in weitesten Kreisen verbreitet, sondern hörten dieselbe sogar noch am Schillerfest von einzelnen Kathedern verkündigen. Ich denke an Petersen, welchem der offenbar bis jetzt einfluß-

---

[15]) Auch Chr. Oeser spricht noch von Wein und anderen hitzigen Getränken, die Schiller genommen, um sich munter zu erhalten. Vergl. II. Th. S. 147.

[16]) Palleske, Schillers Leben und Werke II. Th. S. 579. Vergl. K. von Wolzogen, Schillers Leben. Verfaßt aus den Erinnerungen der Familie u. s. w. S. 330.

[17]) Boas S. 6. — [18]) Boas S. 27.

[19]) Hoffm-Viehoff: Th. III, S. 370.

[20]) Vergl. Gustav Schwab Schillers Leben. Vorwort S. VIII.

[21]) Boas S. 4. — [22]) S. Boas S. 32.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichste Schiller-Erläuterer Hoffmeister zu sehr vertraut hat, und an den bekannten vierten Artikel aller Götheaner, der dahin lautet, daß der Dichter Schiller mühsam pumpen[23]) und auf Bilderjagd gehen mußte und auch im späteren Leben die Dichtung als eine „Arbeit," nicht als bloßes Vergnügen empfand. Ganz gewiß! Aber es ist etwas anderes, bemerkt treffend schon Palleske[24]), um das Fabrizieren von Versen und um das Ringen nach einem zu hoch gesteckten Ideal. Die Kunst, das hat Schiller durch sein ganzes Leben bewiesen, war und blieb ihm die „hohe himmlische Göttin," der er niemals mit bequemer Schlafrockspoesie zu nahen gewagt hat. Zum Ueberfluß ist übrigens auch Göthe als Jüngling in Leipzig authentisch ebenso auf Bilderjagd gegangen[25]), wie Schiller in der Solitüde, und wenn er sein Talent hätte forciren müssen, dann hätte auch Göthe arbeiten müssen, und nicht die Zeitigung seiner Gestalten ruhig Jahrzehnte hindurch abwarten können. Genug, was uns bisher als Biographie Schillers geboten wurde und die Traditionen vermittelt hat, erweist sich vor dem bewährten Kennerblick Boas'[26]) „mit wenigen Ausnahmen als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Kombination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn." Und die Spuren dieser Muttermilch, mit der wir selbst aufgezogen, sind noch lange nicht verwischt, obgleich seitdem die Werke von Hoffmeister, Karoline von Wolzogen, Viehoff, Schwab, Boas, Palleske und Scherr erschienen sind und vieles schon aufgeräumt haben, so daß der Glaube an Göthes Mäzenatisches Verdienst um Schiller schon stark erschüttert ist[27]), die Spirituosen aber und Preß- und Druckwerke als Schöpfer der Schillerschen

---

[23]) Hoffm-Viehoff Th. I. S. 47. Pall. I. S. 116. — [24]) Pall. I. Th. S. 117.

[25]) Viehoff. Göthes Leben. I. Th. S. 201.

[26]) S. 2. Es ist sehr zu beklagen, daß Boas, der erste eigentlich kritische Bearbeiter, sein Leben Schillers „in voller Wahrheit" nicht über die Jugendjahre hinaus hat vollenden können. Von unmittelbaren Zeugen nehmen Körner, W. v. Humboldt und Karoline v. Wolzogen durch die hervorragende Größe ihrer Persönlichkeit für Schillers äußeres und inneres Dichterleben die erste Stelle ein: Körner, der vertrauteste, langjährige, bewährte Freund Schillers; Humboldt, der von sich rühmen konnte, daß „schwerlich jemand Schiller je so genau gekannt habe, als er" (Briefe an e. Freundin II, S. 163); Karoline, die geist- u gemüthvolle, eigene Schwägerin Schillers. Von Körner's „Nachrichten," worin nur das Zuverlässigste aufgenommen wurde, und dessen Briefen; Humboldts großsinniger Zeichnung in der „Vorerinnerung" zum Briefwechsel, und der vortrefflichen Biographie Karolinens, die sich, wie Körner, von der „Wahrheit allein" (S. Einl.) bei der Arbeit leiten ließ, wird darum jeder ausgehen müssen, der die hohe Gestalt Schillers in den entscheidenden Grundzügen auffassen will. Wenn Körner und Humboldt für sich selbst sprechen, dann vergleiche über Karolinens leider zu wenig gelesenes Buch: Humb. Briefe an eine Freundin II, 127 und Boas Sch. Jugendj. S. 27.

[27]) Noch bei Hoffm-Viehoff lesen wir (II, 202) den wunderbaren Satz: „Göthe allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents" —: ein Urtheil, gegen welches vor allem Schiller selbst protestiert, wenn er im Briefw. mit Humb. (S. 432) den Einfluß des Götheschen Umgangs erst in zweiter Reihe nennt und in einem Brief an Körner (IV, 86), worauf ich später noch komme, demselben geradezu nur eine Beschleunigung seiner „Epoche" beimißt. Ebenso ist Humboldt's ganze „Vorerinnerung" ein offener Protest dagegen. Auch nach Humboldt ist der Umgang mit Göthe nur mitwirkende, obwohl am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursache. Aber „keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber, oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen." Vergl. Briefwechsel zw. Schiller u. W. v. Humboldt S. 74 u. 75. Dazu S. 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichtung bereits zu den Akten gelegt sind[28]). Aber der Fleck haftet einmal — so wenig es jemand Göthe zum Vorwurf gemacht hat, daß zwei Flaschen Rheinwein in der Regel sein Mittagsmaß gewesen sind[29]).

Eine ebenso große Schuld an Schillers bisheriger Verkleinerung neben Göthe trägt die Fortpflanzerin der Ueberlieferungen, unsere Schule selbst, als Trägerin der Jugendbildung. „Die Schule? — fragt jemand — sie, die Schiller fast auswendig lernen läßt?" Gerade deswegen! ist meine Antwort, aber auch aus andern Gründen. Es ist wahr, Schiller ist auf unseren Schulen zu Hause, fast wie Homer bei den Griechen. Aber deswegen, bemerkt ein geistreicher Literarhistoriker[30]) ganz richtig, ist es doch noch nicht immer schlechtweg ein Glück für einen Dichter, wenn er zu früh und zu systematisch jungen Gemüthern vorgeführt wird. Weil unsere Tertianer die Schillerschen Balladen auswendig gelernt und an Schulfesten deklamirt, die Sekundaner die Dramen gelesen, und eine Auswahl von Gedichten oder den Wallenstein erklären gehört haben, wo selbstverständlich das Tiefste und Größte an Schiller doch noch unergriffen zu bleiben pflegt, darum meint unsere Jugend nur zu oft in späteren Jahren, mit dem Dichtergenius Schillers fertig zu sein. Wie wenige giebt es unter uns — ausgenommen diejenigen, deren Beruf es ist —, welche noch hinterher mit Männeraugen zum männlichen Dichter und Philosophen Schiller zurückkehren! Der Eindruck von der Schule her bleibt maßgebend, wonach unser Schiller von unten auf bis Sekunda wacker bearbeitet worden, hingegen schon in der höheren Welt von Prima womöglich ein „überwundener Standpunkt" gewesen, weil hier erst mit der erhabenern Region auch vorzugsweise die Einführung in den höheren Geist Göthes begonnen. Es ist dies eine wahre Kalamität für Schiller, die dadurch noch nachhaltiger gemacht wird, daß unsere Lehrer meistens darauf beschränkt bleiben müssen, an der Hand irgend eines Leitfadens althergebrachte Ueberlieferungen geschickt weiter zu vererben. Da wird denn z. B. mit unausbleiblichem Nachtreten in die Fußtapfen der Vorgänger als Hauptunterschied beider großen Dichter viel zu früh — weil meistens unverstanden — vor den Schülern die s. g. Subjektivität des einen und die herrliche Objektivität[31]) des andern auseinandergesetzt, der jugendliche Idealismus des einen, der männlich reife Realismus des andern berührt, ohne dabei zu bedenken, daß mit einer solchen bündigen Kennzeichnung auf den Dichter Schiller ein Makel kommt, der von Geschlecht zu Geschlecht, wie die Flecke an der Sonne, nicht weichen will. Den wenigsten Lehrern fällt der Gedanke bei, daß

[28]) Mit Recht hat Boas die Fabeln nicht einmal der Erwähnung werth gehalten.

[29]) Lewes Leb. Göthe's II, S. 222.

[30]) Jul. Schmidt. Grenzboten 1858. S. 502.

[31]) Die vieldeutigen, oft missverstandenen Ausdrücke: Objektivität und Subjektivität, Realismus und Idealismus werden bei Schiller als Künstler besprochen werden müssen, um so mehr, als es bei dem Kampf gegen Schiller nicht selten vorkommt, daß „eben wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einzustellen" liebt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schiller im Wallenstein, wie selbst Julian Schmidt[32]) ausspricht, eine Objektivität seinen Gestalten beigegeben hat, wie dieselbe Göthe fast nie erreicht, daß Maria Stuart gerade in dieser Beziehung mustergiltig ist und über Wilhelm Tell hoffentlich auch unter uns keine Frage sein wird.

Wie sind nun ferner die Leitfäden, wie sie meistens in den Händen der Schüler sich befinden? So weit meine Erfahrung reicht, stimmen alle, bei mannigfachster Verschiedenheit, darin überein, daß Göthe mit besonderer Auszeichnung, womöglich mit einem vielsagenden Gedenkspruch, Schiller mit mehr summarischem Verfahren behandelt wird. Ich nehme den ersten besten, der in vielen Schulen eingeführt ist: Pischon, 11te Auflage 1856[33]). Nachdem auf 5 Seiten Lebensabriß und Nomenklatur der Götheschen Werke mit höchster Genauigkeit gegeben ist, so daß auch die Zählung der 2000 Gedichte nicht unterbleibt, braucht Pischon für Schiller gerade die Hälfte Papier. Während bei Göthe der Briefwechsel unter einer Hauptrubrik prangt, ist derselbe bei Schiller unten in eine Anmerkung mit Perlschrift verwiesen. Göthe, heißt es in der Charakteristik, in jeder Gattung groß, im Drama und Roman am höchsten; Schiller großer, vielen größester dramatischer Dichter der Deutschen; das die Hauptsache, obschon als Lyriker sehr groß, und von bedeutenden Anlagen zum Epischen. Göthe: rein objektiv und rein deutscher Dichter; Schiller: objektive Darstellung nie ganz erreichend.

Das sind Urtheile, die von den seitdem erreichten Gesichtspunkten der Kritik als gerichtet angesehen werden müssen. Gleichwohl machen sie noch mit Erfolg ihre Runde durch unsere Jugend, auch ohne daß die gelegentliche Privatlektüre über deutsche Literatur dieselbe noch mehr befestigte. Es ist wirklich erstaunlich, was man z. B. in Chr. Oesers[34]) Schrift für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts, einem bei uns vielgelesenen Buche, und in den noch mehr verbreiteten Vorlesungen Vilmars[35]) über Schiller zu hören bekommt. Beide Bücher wirken um so mehr, als die Verfasser sehr lesbar und anmuthig zu schreiben verstehen. Es versteht sich von selbst, daß Göthe beiden Männern der lang erwartete Messias aller Dichtkunst ist, durch dessen weihende Nähe auch Schiller einen Strahl des Heils bekommen. Schillers Jugendgedichte, will uns Oeser belehren, hätten „die Färbung von Gemeinheit." Sein Don Karlos brächte die „kolossalste aller Ideen" auf die Bühne, und nur die unerschütterliche Sittlichkeit[36]) des deutschen Volkscharakters hätte die Flammen gedämpft. Sein Wallenstein wäre besser geworden, wenn er nach dem Vorgang Shakespeares und Göthes[37]) die Soldatenszenen nicht aus dem Ganzen ausgeschie-

[32]) Jul. Schmidt Gesch. der deutsch. Literatur im 19. Jahrhundert. I. Th. S. 137.

[33]) Pischon Leitfaden zur Gesch. der deutsch. Literatur. S. 175 und 184.

[34]) In dem schon erwähnten Werke Oesers: Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen. 1844.

[35]) Vilmar: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 1845.

[36]) Vgl. über die Jugendgedichte und den Don Karlos Oeser II., S. 96 und S. 98 f. Schillers Don Karlos ist nach Oeser eine Stimme der Wüste für das „Evangelium" Göthes gewesen.

[37]) II., 178

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den — also: — setze ich hinzu — das Meisterstück: das Lager nicht gedichtet hätte. Das Bruchstück Demetrius sei aber von solcher Klarheit und Sinnenwahrheit, von so ergreifendem Pathos bei der einfachsten Sprache, als ob es Göthe[38]) gemacht hätte. Für das Lustspiel hätte Schiller durchaus keine Anlage, aber für die Lustspiele Göthes wäre das große Publikum noch nicht reif gewesen[39]). Aehnlich, nur noch in geistreichere Einkleidung gehüllt, macht es Vilmar. Nachdem er schon bei Lessing hervorgehoben, daß man an dessen Emilie Galotti für die Form der Tragödie mehr lernen könne, als an allen Schillerschen Dramen zusammen, und hinterher auf 36 Seiten Göthe mit viel Weihrauch beehrt hat, lesen wir auf halb so viel Blättern die Charakteristik Schillers, und darunter das Härteste, was gesagt werden kann. Schiller ist zu groß, als daß ihm jemand alles nehmen könnte. Darum findet sich auch bei Oeser sowohl, wie bei Vilmar mehreres sehr Schmeichelhafte. Der fast ungeheure Beifall der Räuber, sagt Vilmar[40]), käme allerdings einestheils auf die subjektive Wahrheit des Stücks zu rechnen, zum größten Theile aber auf das pathologische Interesse. Fiesko und Kabale und Liebe seine schwächere Kopieen derselben Idee —: jener erinnere in der Sprache an Lohenstein und habe in der Durchführung der politischen Kabale „etwas höchst Unfertiges, fast Knabenhaftes"; diese, das ganze Stück Kabale und Liebe, sei „eine Karrikatur, und zwar eine überaus widrige". In Don Karlos sei die Exposition nicht allein gedrängt, sondern gehäuft, verworren und unverständlich geworden. Mit Wallenstein aber sei es jetzt ziemlich so weit gekommen, daß man die Episode von Max und Thekla beim Lesen überschlage, wenigstens zu „ignorieren" suche, wogegen man über einen andern Punkt, daß Wallenstein durch eigene Schuld falle, leider nicht so hinweglesen könne. Maria Stuart und die Jungfrau, heißt es weiter, ständen an künstlerischem Werth, weil sie die Gunst des großen Publikums noch mehr als jener sich erworben, tief unter Wallenstein, und die religiöse Begeisterung der Jungfrau sei „durch das ganze Stück nicht viel mehr als Phrase"[41]). Wilhelm Tells That endlich habe etwas Verletzendes, vielleicht sogar künstlerisch Unwahrscheinliches, während das Volksleben im Stück „etwas völlig Unvolksmäßiges, etwas Unwahres, ein mühevolles Sich-Herablassen zu dem Volke sei." Wie ich glaube, sind diese herausgerissenen Sätze, die sich leicht aus anderen literarischen Büchern, an denen unsere Schüler sich groß nähren, vermehren ließen, hinlänglich genügend, um zu beweisen, daß Schiller auch in unsern Schulen hinter Göthe in Schatten gestellt ist, der um so merklicher wirkt, je strahlender das Licht ist, in dem Göthes Bild beleuchtet wird.

Ein drittes, wesentliches Moment, welches nicht weniger, als Tradition und Schule für die Herabsetzung Schillers in der öffentlichen Meinung von entscheidender Bedeutung gewesen und es

[38]) II., 255.
[39]) Vgl. II., 253 und 123. Leider scheint das Publikum seitdem auch nicht reifer geworden zu sein.
[40]) Die folgenden Urtheile bei Vilmar S. 577, 578, 582, 585, 588. — Ueber Emilie Galotti S. 503.
[41]) Vgl. dagegen Schillers Briefw. mit Körner IV., 264.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch ist, liegt in dem eigenthümlichen Dichtungs- und Lebensgang Schillers selbst, der ihn ganz andere und ungleich schwerere Bahnen geführt hat, als das Schooßkind des Glücks, den Dichter Göthe, ohne daß doch die Kritik von Fach, als Leiterin der öffentlichen Meinung, diesem Fundamentalunterschiede irgend welche Rechnung getragen hätte. Schiller gilt heute freilich unbestritten als der erste dramatische Dichter der Deutschen und als Dichter von großartigen Staatsaktionen hat er nach Gervinus'[42]) Ausspruch überhaupt nicht seines gleichen. Aber was hilft's ihm? Daß sich Schiller, der schon als 25jähriger Jüngling sich so weit seines dramatischen Genius bewußt war, um an Dalberg[43]) schreiben zu können: „die hohe Tragödie sei sein Feld, worin er vielleicht von niemand erreicht würde," dennoch keineswegs in die Zwangsjacke der ästhetischen Grammatik hat einschnüren lassen, sondern seinen eigenen Weg zum Ziel gegangen ist —: das können ihm die polemisierenden Kleinmeister bis zu dieser Stunde nicht verzeihen. Bei Vergleichung Schillers und Göthes wird uns von den Herren noch immer die alte, nicht stichhaltige Lehre aufgetischt, daß Göthe der geborene Dichter von Gottes Gnaden, Schiller das mühsam emporgeschrobene Talent sei[44]), schon darum — und das ist ein Hauptsatz des kritischen Katechismus —, weil jener gleich in seinen ersten Jugendprodukten als Meister in Inhalt und Form auftrete, dieser erst durch den ernstesten Läuterungsprozeß sich zur Klarheit und Meisterschaft herausgearbeitet habe. Darauf erwidere ich, daß der Satz, so schlechthin angewandt, falsch ist. Man begeht dabei das Unrecht an Schiller, daß man den geborenen Dramatiker mit demselben Maßstab mißt, wie den Lyriker Göthe. Denn man verkennt die erste, unerläßliche Grundbedingung, die den Dramatiker erst zum Dramatiker machen kann, das nothwendige Pathos, welches in der Jugendfülle wohl nur zu leicht übersprudeln mag. Man vergißt außerdem ganz und gar, daß zum Schaffen eines Drama eine weit größere Kraft und Umsicht vorhanden sein muß, um die in der Aufgabe selbst liegenden Schwierigkeiten zu überwinden, als zum Wiedergeben eines nach Form und Inhalt noch so tadellosen lyrischen Ergusses. Um sich von der Wahrheit dieser Sätze zu überführen, braucht man nur Göthes Leipziger und sogenanntes Sesenheimer Liederbuch und dessen Jugenddramen mit Schillers leider jetzt fast ganz verschollener Anthologie[45]), die man bei Boas findet, und den Räubern unbefangen zusammen zu stellen, und wird dabei finden, daß allerdings Göthe mehr Klarheit, Schiller mehr Kraft besitzt, daß aber einerseits auch Schiller ebenso jung, wie Göthe, neben der pathetischen, äußerst klare und vollendete Lyrik zu handhaben wußte, andererseits Göthe's Jugenddramen in keiner Weise mit Schillers Räubern einen Vergleich aushalten.

---

[42]) Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen V, S. 480.

[43]) S. Brief vom 24. Aug. 1784 im Briefw. mit Dalberg. Bei Schwab Schill. Leb. S. 191. Hoffm-Viehoff I, 224.

[44]) Göthe ließ sich zum Dichter werden, Schiller machte sich zum Dichter" — heißt es seltsam genug sogar noch bei Hoffmeister. Auch bei Julian Schmidt muß Schiller „einer widerstrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen." S. Hoffm-V. I, 126. J. Schmidt, Schiller u. ss. Ztgenoss. S. 320. Dieselben Worte in den Grenzboten 1858. S. 409.

[45]) Nach einer Notiz bei Pall. I, S. 263 wieder herausgegeben v. Ed. Bülow 1850.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja! — sagt die strenge Kritik — diese Trennung der Gesichtspunkte auch zugegeben: aber auch der fernere Dichtungsgang Schillers bei reiferen Jahren beweist hinlänglich dasselbe, daß Göthe dennoch der Dichter von Gottes Gnaden, der ursprüngliche, unvermittelte, instinktiv schaffende gewesen, Schiller dagegen nur der philosophierende, durch Reflexion vermittelte, also eigentlich nach Lessing gar kein Dichter gewesen ist. Mit nichten! Es wird später besprochen werden müssen, daß nur die innige Verschmelzung von Phantasie und Reflexion, von Gluth und Kühle, wie wir sie in Schillers innerstem dichterischen Wesen finden, denselben zum Schöpfer und Meister des Drama befähigt habe. Aber auch Göthe, wie Palleske bemerkt[46]), hat bei seinem Schaffen reflektiert und nicht blos empirisch, wie fast allgemein angenommen wird, wachsen lassen. Und was Schiller insbesondere betrifft, dem man die Historie und Reflexion, den alten Kant und Wilhelm von Humboldt, als Irrführer vom poetischen Pfade vorwirft, so braucht man nur die Art seiner dichterischen Produktion und die vielfachen Herzensergießungen an den vertrauten Körner im Schiller-Körnerschen Briefwechsel zu kennen und zusammen zu halten, um den klarsten Beweis zu bekommen, daß auch Schiller, wie selbst Julian Schmidt[47]) einräumt, so gut wie Göthe instinktiv geschaffen habe, und daß die Poesie und Kunst, bei aller Geschichte und Philosophie und Aesthetik, doch der eigentliche Lebensnerv seines Genius gewesen.

Aber trotz alledem und alledem — behauptet der heutzutage einflußreiche, geistvolle, aber herausfordernde Kritiker Julian Schmidt in seiner Festgabe zur Jubelfeier 1859[48]) — steht Göthe so von Schiller ab, als Schiller von den folgenden Dichtern —, und alle seine Leser sprechen es ihm nach. Denn — so lehrt die Kritik — Schiller hat sich ja selbst als Dichter Göthen stets untergeordnet. Hat er doch selbst es empfunden und ausgesprochen, daß er sich mit Göthe, wenn dieser alle seine Kräfte zusammennehme, nicht „messen" könne. Allerdings! das hat Schiller gethan und ausgesprochen und noch mehr als dies. Aber diese Aeußerungen Schillers beweisen nichts, als nur wieder von neuem, daß die heutige Kritik nicht allein das misverstandene, dichterische Wesen Schillers, sondern auch sein nicht beneidenswerthes Lebensloos für ihre Zwecke des einmal Mode gewordenen Göthekultus absichtlich oder unabsichtlich ganz aufs beste auszubeuten versteht. Schiller war bei jenem Wort an Körner[49]) ein junger Mann von 30 Jahren, der den Wallenstein noch nicht geschrieben, Göthe der reife Vierziger, der mit Iphigenie und Tasso im Mittag seines Ruhmes stand, und jener Ausspruch beweist darum auch nicht das Geringste gegen Schiller[50]).

---

[46]) Pall. Schill. Leb. u. Wke. II, 150.
[47]) Vergl. J. Schmidt: Schill. u. ſſ. Zeitgenoſſ. S. 116.
[48]) Schiller u. ſſ. Ztgenoſſ. S. 6.
[49]) S. Brief an Körner vom 29. Febr. 1789. II, S. 39.
[50]) Der Briefwechsel Schillers mit Körner ist die einzige sichere Quelle über Schillers wirkliche Herzensmeinung in dieser Beziehung. Wie er aber mit jenen bekannten Worten: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was aber die Hauptsache ist, das ist das höchst eigenthümliche Verhältniß der beiden Männer, welches, gegenwärtig meist nur im Glorienschein dargestellt, erst seit Veröffentlichung der reichen Briefwechsel aus jener Zeit eine andere Auffassung zu erheischen scheint. Mir wenigstens beweisen die intimen Herzenserleichterungen Schillers an Körner, daß Schiller zuerst einen fast erschütternden Kampf gegen Göthe hat aufnehmen müssen und daß er, wenn ich den anfänglich überreichen Weihrauch in den Schillerschen Briefen an Göthe dazu nehme, nur durch Selbstverleugnung und Selbstunterschätzung den starren, unbezwinglichen Widerwillen Göthes gegen ihn schließlich besiegt habe. Göthe hat es selbst erklärt, daß er allen Bemühungen der Freunde, ihn mit Schiller zu einigen, dauernden und festen Widerstand entgegengesetzt habe, weil zwischen beider Wesen mehr als ein „Erddiameter" die Kluft gebildet[51]). Es scheint ebenso Thatsache, daß erst nach dem Erscheinen der Schillerschen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (Herbst 1794), worin Schiller sich selbst zwar den ebenbürtigen Boden erkämpft, aber dennoch in „edler Selbstverleugnung," wie Georg Weber[52]) sagt, der naiven Dichtung, mithin Göthen, den Vorzug zugesprochen hatte, das eigentlich herzliche Verhältniß begann und das Eis Göthes vollständig schmolz. Mag darum Scherr[53]) noch so sehr Göthes Verhalten in diesem Punkt von jeder menschlichen Schwäche und poetischen Selbstsucht reinigen wollen, und mögen die übrigen Kritiker noch so sehr mit dem erhabenen Dichterbunde, auf den das deutsche Volk stolz sein könne — und das

---

ich Dir von und über Göthe geschrieben haben mag" (9. März 89. II. S. 53), seine jüngst gemachte Aeußerung annulliert, so sind die übrigen vorgebrachten Stellen alle vor Wallenstein geschrieben. Dazu kommt, daß jenes Wort: „Weit mehr Genie" (1789. II. S. 39) im Brief an Körner sich nicht auf die Poesie überhaupt, sondern nach dem Zusammenhange auf das Drama bezieht, worin Schiller sich selbst am besten widerlegt hat. Ebenso bezieht sich der noch manchmal spukende poetische „Lump" Schillers (1796. III. S. 345) auf das schöne Lied aus Wilhelm Meister: „So laßt mich scheinen, bis ich werde" —, also auch nur auf die Lyrik, nicht auf die poetische Anlage überhaupt, und ist nichts weiter, als ein neuer Beleg für die, wie man gesagt hat, fast rührende Ekstase über Wilh. M., worin Schiller sich damals gerade befand. „Es ist himmlisch, es geht nichts darüber", heißt es von dem Liedchen. Gleichwohl äußert Schiller schon um diese Zeit (1798. IV. S. 86), er sei jetzt 4 Jahre mit Göthe zusammen, verdanke ihm sehr viel in Beziehung auf gehaltvollen Umgang, wie er auch selbst auf ihn glücklich gewirkt habe, und sei „rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können." Also nur rascher vorwärts! Seine Epoche, heißt es eben dort, würde noch reicher und bedeutender geworden sein, wenn er auch mit Körner in dieser Zeit näher gelebt hätte. Man sieht also deutlich, wie Schiller die Sache nimmt. Seit 1800 vollends merkt man es den Aeußerungen Schillers überall an, daß er sich seines Genius vollkommen bewußt ist und auch Göthe seiner Kritik unterwirft. Vgl. sein Urtheil über Iphigenie (IV. S. 258); über Göthes Protektion des Alarkos (IV. S. 288); ferner die Stelle (IV. S. 301), wo er von Göthes Neuestem spricht, das treffliche Stellen habe, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel, gestickt seien; ebenso die Briefstelle (IV. S. 376), wonach Göthe „umsonst seine Erfindungskraft" für die Erbprinzessin anstrengte, und er selbst mit seinem „Machwerk", mit „der flüchtigen Arbeit," über alle Hoffnung reüssierte. Dazu die Aeußerungen über die eigenen Dramen.

[51]) Göthe Wke. 27, S. 35 u. 36.

[52]) Die Gesch. der deutschen Literatur im Grundriß 1859. S. 84.

[53]) Vergl. Joh. Scherr: Schiller und seine Zeit. II. Buch S. 146.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann dasselbe im übrigen mit Recht — groß thun: so geben doch dieselben Quellen[54]), die gelegentlichen Aeußerungen beider Männer, so wie die Charaktere beider überhaupt und einzelne überlieferte Thatsachen z. B. der Kotzebueputsch, das schließliche Gesammturtheil, daß der Freundschaftsbund bei aller Erhabenheit, die ich wahrlich anerkenne, von kleinen natürlichen Menschlichkeiten selbstverständlich doch nicht frei war und nur durch den Werth Schillers an sich und dessen in brennenden Fragen noch oft bewiesene männliche Zurückhaltung, die Göthen den dichterischen Vortritt gestattete, ermöglicht und erhalten worden ist. Diese Stellung zu dem schon an Jahren überlegenen, als Dichter gefeierten und auf sich haltenden, auch in den Jahren der herzlichsten Verbindung Aufmerksamkeit beanspruchenden Göthe, wirkt noch heute nach, wenn die Kritik noch immer jene ersten und späteren schmeichelhaften Briefe, die der Hofrath Schiller mit meistens 400 Thaler

---

[54]) Hauptquelle für mein Urtheil ist der Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, verglichen mit eigenen Aufzeichnungen Göthes selbst und anderen sicheren Thatsachen. Wenn man dem Eindrucke gerade des Briefwechsels folgt, dann staunt man über die anfängliche Selbstverkleinerung Schillers Göthen gegenüber, gewahrt aber mit Freude, daß von Schritt zu Schritt Schillers eigene Selbstschätzung wächst und uns dann die Empfindung vollkommener Gleichstellung unter beiden Freunden giebt —, jedoch so, daß im Gegensatz zu der herrlichen Unmittelbarkeit im Briefw. mit Körner hier in den beiderseitigen Aeußerungen die zarte Rücksichtnahme waltet, welche hochgebildete Männer immer beobachten, die ursprünglich nicht durch Neigung, sondern durch ernstes Streben nach einem Ziel zusammengeführt sind. Es ist bekannt und gewiß nicht zufällig, daß Göthe, mit Ausnahme des einzigen Schiller, eigentlich nur mit Geistern zweiten Ranges ein nahes, dauerndes Verhältniß unterhalten und eben diesen „seinen Stempel" mächtig aufgedrückt hat. „Ich habe nie einen präsumtiösern Menschen gekannt, als mich selbst, — spricht er (Wke. 27, 507) mit mannhafter Offenheit über seine Selbstschätzung —, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist was ich sage." Ueber sein Verhältniß zu Schiller schreibt er selbst (Wke. 27, 496) die bedeutungsvollen Worte, daß „große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue in hohem Grade gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammen wirken zu lassen." Wenn Göthe den leidigen Kotzbuehandel in den Annalen (W. 27, 106 f.) harmlos darstellt, so ist offenbar schon das Mittel, welches der Ränkemacher Kotzebue ergriff, durch nichts anderes, als durch eine Verherrlichung Schillers das Bündniß beider Männer wo möglich zu sprengen, für das Urtheil des spürenden Kotzebue über Göthes Schwäche bezeichnend genug. Jedenfalls läßt jener Satz bei Falk (Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt S. 188), daß Schiller wenige Tage zuvor in Göthes Hause geäußert, er werde sich wohl krank schreiben, Göthe aber damals „kein Wort" darauf gesagt habe; sowie der vielsagende Ausspruch vom „Rath Pikkolomini," den Schillers geistreiche Schwägerin in derselben Angelegenheit that, uns in einen Hintergrund von weiter, etwas dunkler Perspektive blicken. Selbst Viehoff u. Hoffmeister (Vieh. Leb. Göth. IV, S. 108. K. Hoffm. Schill. Leb. ꝛc. V, 48) vereinigen sich darum in dem Urtheil, daß Göthe „höher dastehen würde, wenn er über Privatempfindlichkeiten erhaben, den Huldigungsakt gebilligt und sogar befördert hätte." Wenn alledem gegenüber Schiller durch den ganzen kostbaren Briefwechsel immer die angeschlagene schöne Tonart festhält; auch bei etwas empfindlichen Proben, wie z. B. bei Humboldts Buch über Hermann und Dorothea, sich stets gleich bleibt; Schlegels Alarkos gegen seine volle bessere Einsicht und nur Göthe zu Liebe auf die Bühne bringt; und gerade bei dem schwersten Kotzebueschen Konflikte nur durch die Größe seines Charakters den drohenden Bruch vermeidet und sogar in jenem bekannten Brief (Briefw. mit Göthe II, 368) über seinen „5ten März," im Vergleich zum „15ten" Cäsars, das Rathsdiplom des „Bürgermeisters" u. die „Ueble Laune von Kotzebue" nur dem naiven „Zufall" zuschreibt: dann haben wir, wie ich meine, daran sichere Wegweiser, die uns den gemeinsamen Gang beider Männer hinlänglich beleuchten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gehalt an den immerdar gern formellen Minister von Göthe mit richtigem Takte schrieb, fleißig aufwärmt und als Armuthszeugnisse, die sich Schiller Göthen gegenüber selbst ausgestellt, wacker benutzt.

Aber Schiller, der „felsigte" Mann, wie ihn sein Gegner Jean Paul[55]) nennt, war Tragiker. Er schrieb nicht allein Tragödien, sondern lebte auch eine Tragödie, und selbst nach seinem frühzeitigen Tode hört sein Trauerspiel nicht auf. Denn in der That ist dieser frühzeitige Tod Schillers neben Göthes 80jährigem Leben von unberechenbarem Einfluß auf die Federn der Kritiker und somit auch auf die öffentliche Meinung gewesen. Es ist allbekannt, daß es Schiller nicht vergönnt war, sich in seinem unter Schmerzen errungenen Ruhme zu sonnen. Als er den Gipfel erreicht, stürzte er jählings ins Grab, während es seinem Geistesgenossen beschieden war, im Glanze seiner hellen, jetzt alleinigen Sonne, noch ein Menschenalter hindurch als der anerkannte, mit Weihrauch beschüttete Dichterkönig zu leben. Man denke sich Schiller seit 1805, wo gewaltige Weltereignisse das Leben auch des größten Einzelmenschen leicht vergessen machten, im Grabe; Göthe, den langjährigen hohen Minister und großen Dichter zugleich, durch den langgewohnten Strahl seines Genius bis zum Jahre 32 sich immer neue Jünger zuziehend! — Man kann in Wahrheit kein natürlicheres Verhältniß erfinden, um Göthe in der öffentlichen Meinung wachsen, Schiller sinken zu lassen. Um sich von der Tragweite gerade dieses Verhältnisses zu überzeugen, drehe man dasselbe um und setze den Fall, daß Göthe im Jahre 1795 gestorben wäre, Schiller bis zum Jahre 1842 gelebt hätte! Zum Vollendetsten, was Schiller geschrieben, gehört nach dem übereinstimmenden Urtheile der Kritik sein Schwanengesang, das Bruchstück Demetrius. Schiller würde also nicht allein noch eine Anzahl und, bei seiner Rastlosigkeit, wohl eine ziemlich starke Zahl poetischer Werke geschaffen und damit auch durch die Massenhaftigkeit seiner Schöpfungen ein Gewicht in die Wagschale gelegt, sondern auch schwerlich darin bei seiner Strebsamkeit vor Eintritt der Altersschwäche poetische Rückschritte gemacht haben. Was hätten wir dagegen von Göthe? Was hätten wir nicht? Abgesehen von seiner ganzen Kunstlyrik, würden uns gerade diejenigen Werke, die seinen Namen am weitesten getragen haben, theils ganz fehlen, theils unbeendet überkommen sein. Wilhelm Meister und Faust wären Torso's, Hermann und Dorothea, „die Krone seiner Werke," ebenso Wahrheit und Dichtung und die Wahlverwandtschaften wären garnicht da. Wie ganz anders stände dann Schiller! Statt aber an diese glückliche Schicksalsfügung

[55]) Wenn Jean Paul bei jenem Besuch bei Schiller recht viel, aber in Schillers Gestalt keine Liebe findet, so ist das sehr natürlich. Schiller, eben der „felsigte Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden abspringen," der charakterfeste Mann, wird sich schwerlich Jean Paul gegenüber gleich geöffnet haben. Demnach hat Lewes (Leb. Göth. II, 225) mit der Gegenüberstellung der Jean Paulschen Berichte über dessen Visiten bei Schiller und Göthe nichts bewiesen. Schon Schiller's Aburtheilung der Schlegler bei Gelegenheit der Rezension des „Hermann" (Briefw. mit Göthe I, 421) widerlegt ohne weiteres den Angriff Jeans Pauls. Uebrigens erzählt uns Lewes auch: Schiller „ging wie ein Kameel" (II, S. 158), und meldet von Göthe: „Verheirathet seit dem 13. Juli 1788 mit Christiane Vulpius..... getraut 19. Oktober 1806" (I, S. 345). Man sieht mit wie feinem Gefühl er zwischen Schiller und Göthe zu unterscheiden weiß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für Göthe zu denken, begnügen sich die Kritiker mit Seufzern: „Hätte Schiller länger gelebt!" — oder spüren nach pathologischen Einflüssen, die etwa in seinen Dramen ungünstig gewirkt, und die sogenannte gebildete öffentliche Meinung läßt sich durch die 55 Bände[56]) Göthes in ihrem Pulte, gegenüber den winzigen 18 Bänden Schillers, wacker imponieren. Ich glaube keiner Rechtfertigung zu bedürfen, wenn ich das bekannte griechische Wort: „daß früh sterbe, wen die Götter lieben," in Bezug auf die bisherige Kürzung Schillers auch durch die eigenthümlichen Geistes- und Lebensschicksale umdrehe und in etwas anderer Fassung sage: Wen die Götter lieben, dem geben sie äußeres Gedeihen, langes Leben und bewahren ihn vor den Flammen der Ideale.

Allein nicht nur Tradition und offizielle Pflegerin der Tradition, die Schule, sowie der besondere Geistes- und Lebensgang Schillers, sondern auch der ganze Zeitgeist und seine Strömungen haben sich bisher verschworen, um Schiller hinter Göthe in der sogenannten öffentlichen Meinung herabzudrücken. Wie seltsam! — wirft man mir ein — der Zeitgeist? der 1849 keine allgemeine Feier für Göthe zu Stande gebracht, während er noch eben vor wenig Jahren für Schiller auf tausend Altären die Opfer von Millionen treuer Verehrer hat lodern lassen? Ganz richtig! Allerdings ist unsere beispiellose Schillerfeier ein schlagender Beweis für das instinktartige, dunkle Gefühl der Nation von der Größe Schillers: aber mit der öffentlichen Meinung, von der ich spreche, hat sie nichts zu thun, sie hat vielmehr den alten Widerstand derselben von neuem wachgerufen, wie der höchst auffallende Prozeß des Schillerdenkmals in Berlin noch in diesem Augenblicke klar dargethan hat[57]). Schiller ist unser deutschester Dichtercharakter, zugleich aber Träger aller deutschen Hoffnungen, und das ist die erhebende, in die Zukunft weisende Bedeutung des großartigen Festes. Aber der Zeitgeist im großen und ganzen hat für die Regelung der öffentlichen gebildeten Meinung zu allen Zeiten bisher wenig gethan und Schiller entweder passiven Widerstand oder systematische Bekämpfung mit ausschließlicher Hervorhebung Göthes entgegengesetzt.

Die Tragödie — und das ist offenbar der Schwerpunkt in der Bedeutung Schillers — setzt nicht nur für ihre Entstehung[58]), sondern auch für ihre Würdigung kräftige Weltverhältnisse, Thatendrang und weite Anschauungen im wirklichen Leben voraus, wie Griechenland dieselben nach den Perserkriegen seinen Tragikern darbot und Shakespeare in der ruhmreichen Regierungszeit der Königin Elisabeth vor Augen hatte. Schiller, der deutsche Tragiker, der Titane, wie man ihn genannt hat, der moderne Dichter, und nach Eckarts Ausdruck, der Dichter der „Menschheit," im Gegensatz zu Göthe, dem Dichter des „Menschen," war nicht so glücklich. Denn den Mangel aller nach

---

[56]) Mit Einschluß der 15 Bände nachgelassener Werke.

[57]) Ich nehme es als Zeichen guter Vorbedeutung für Schiller, daß nach der endgiltigen Entscheidung Schillers Erzbild dennoch den Mittelplatz behaupten und rechts und links Göthe und Lessing als würdige Einfassung bekommen soll.

[58]) Ueber die Vorbedingungen für die Entstehung der Tragödie vergl. Gervinus V, S. 487 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außen tretenden Thatkraft in Deutschland und das meistens in kleine Gesichtskreise verrannte, private und öffentliche, deutsche Leben in der neueren Geschichte kennt jedermann. Daneben schwingt und schwang seit Schillers Zeit bis heute der Geist der Zeiten dermaßen in weichen, lyrischen, also mit Göthe harmonierenden Akkorden, daß das Ausland uns sogar die Thatenfähigkeit absprechen, dagegen spottend eine außerordentliche Liedergabe zugestehen will. Für den großen Moment der Tragödie und des Drama überhaupt, das müssen wir leider sagen, waren wir und sind wir ein kleines Geschlecht. Es folgt aus dieser Thatsache aber ganz nothwendig, daß bei allem beziehungsweisen Lobsprüche, im wesentlichen doch die stolze Männerdichtung Schillers, welche männliche Gesinnung und Männerbewußtsein voraussetzt, den Ruhm und das Verständniß nicht vorgefunden und nicht in demselben Grade das Höchste erreicht zu haben scheint, wie die Dichtung Göthes, welche in stillem Selbstbehagen und vorzüglicher Herzenskenntniß auch der gebildeten lesenden Welt den lieberen Genuß ruhiger Beschaulichkeit und Selbstbetrachtung darbietet. Alle Beweise sprechen entschieden, daß gerade in Folge dieser Zeitrichtung Schillers dramatische Kraft und der Kothurn seiner Dichtung misverstanden und unter Göthe heruntergesetzt ist. Nicht der dramatische Genius, sondern die sogenannten lyrischen Stellen in den Dramen, wie J. Schmidt bemerkt[59]), haben Schiller zuerst populär gemacht, und die Schillerschen Meisterdramen an sich vermochten so wenig gegen diesen schwächlichen Zeitgeist, daß ehedem die Kotzebue und Iffland und heute Birch-Pfeiffer und Kompagnie oder gar die italienische Oper glorreich über Schiller triumphieren, wie der Barbier von Sevilla am 10. November 1860 auf der Königlichen Bühne unserer Hauptstadt neuerdings noch bewiesen hat. Und so heute, so ehemals! Schon in dem Nachlasse der Frau von Wolzogen findet sich ein merkwürdiger Brief Karl Augusts[60]), worin er Schiller selbst noch nach der Schöpfung des Wallenstein und der Maria Stuart bittere Vorwürfe macht, daß der Dichter ihm schlechterdings nicht die Pläne zu seinen Tragödien, speziell nicht die Jungfrau von Orleans, Summa Summarum zur Durchsicht mittheilen wolle. Ein Edelfräulein von Knebel, aus der Weimarischen Glanzperiode, ist in ihrem Briefwechsel bitterböse über die Länge der Maria Stuart und spricht Schiller die Anlage zum Tragischen zu, weil er — alles quäle[61]). Nicht minder

---

[59]) Gesch. d. deutsch. Lit. I, 135 u. 137. Vergl. S. 193.

[60]) „So oft und dringend — schreibt der geniale Fürst an Schillers Schwägerin Karoline — bat ich Schiller, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst jemandem, der das Theater kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gern hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustrieren, ehe das Publikum u. s. w." Mit Schrecken, sagt er, habe er erfahren, daß Schiller die Pucelle d'Orleans wirklich als Theaterstück ausgeführt. Wir sehen deutlich, wie weit der Herzog von der Würdigung des Schillerschen Genies noch entfernt ist. Der nächste Brief nach der wirklich vorgenommenen Perlustrierung klingt freilich ganz anders. Vergl. K. v. Wolzogen: Literarischer Nachlaß. Auch Pall. II, S. 492.

[61]) Nie kann ich es Schiller vergeben — heißt es in dem Briefwechsel der Geschwister Knebel — wie er mich schon „gemartert" hat. Nach der Aufführung des W. Tell, nachdem der große, „man könnte ihn auch den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungerecht verurtheilte Alexander von Humboldt einst Schillers ganze Dichtung als entlehnte Gedanken in bombastischem Ausdruck[62])! Dagegen finden wir in dem Schauspiel Otto's v. Gemmingen: „der deutsche Hausvater," das sich mit wenigen aus jener Zeit hinübergerettet hat, sehr bezeichnend für die damalige Zeitrichtung, Göthe schon auf den Brettern von den handelnden Personen mit Auszeichnung mehrmals genannt. Und der Gang der bisherigen deutschen Geistesströmung hat die Enkel des Korrektors Karl August, die Geistesschwestern des sentimentalen Edelfräuleins, die Genossen des unbarmherzigen Kritikers A. v. Humboldt einerseits, und andererseits die vollzähligen Nachkommen des Göthepreisenden, gemüthlichen „deutschen Hausvaters" bis auf diesen Tag unter unseren Gebildeten nicht aussterben lassen.

Allein noch mehr als diese unthatkräftige, lyrische Stimmung unserer ganzen bisherigen deutschen Zeit hat zur Herabsetzung Schillers unter Göthe in der gebildeten öffentlichen Meinung jener theils himmelnde, theils frivole Geist beigetragen, welcher durch die romantische Schule und das sogenannte junge Deutschland geflissentlich oder unabsichtlich genährt wurde und die maßgebenden ästhetischen Kreise in unserm Jahrhundert beherrscht hat. Wir sind noch alle in romantischen Anschauungen unbewußt befangen und erholen uns allmählich von der Franzosenschwärmerei und der Sittlichkeitsarmuth der Jungdeutschen. Ausschließliche Einführung der Götheschen Poesie und systematische Bekämpfung Schillers, heißt die Losung auf dem Panier der Schlegels, Tiecks, Steffens und der übrigen — und wie viel dieselben geleistet haben, ersehen wir daraus, daß die meisten Vorwürfe gegen Schiller der Romantik ihren Ursprung verdanken. Namentlich haben die Schlegler, deren Hauptstärke eine einst einflußreiche Kritik war, die bittere Xenie Schillers „von dem kurzen Gedärm der Herren" noch bitterer an Schiller gerächt. Von ihnen, deren ganze Poesie in künstlichen Formen mit meist leerem Inhalt bestand, datiert die falsche Auffassung des Kunstwerks, wonach die Form über den Stoff und Inhalt erhoben wurde, und die noch heute zu Gunsten Göthes ausgebeutet wird[63]). Sie sind die rechten Begründer der Offenbarung, daß Schillers

---

langen Tell nennen," glücklich überstanden ist, sind die „vielen Kutschen und Reiter und Fußgänger, welche alle die Jenaische Straße herbeikamen," doch der „größte Spaß an diesem Tag." Aber „der lange Bund der Eidgenossenschaft" im zweiten Akte, der „langweilige Schweizerprophet," „die Liebesgeschichte eines jungen, ausgearteten Schweizers," zuletzt noch der „lange Monolog" Tells, „woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst:" — alles das ist vom Uebel und erfährt natürlich seine Verurtheilung. Bei Gelegenheit von Göthe's: natürlicher Tochter und Torquato Tasso's wird im Vertrauen die „fast unerträgliche" Schillersche Schwere vermerkt und abermals hervorgehoben, daß man bei Schiller „überall den Autor hören und sehen" müsse, während bei Göthe „jeder Charakter sein Eigenes" behalte. Vergl. den Artikel: Knebel. Grenzboten 1859. S. 45. ff.

[62]) Schiller seinerseits urtheilte wiederum über Alexander bekanntlich, daß derselbe für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ habe und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch sei, der in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten würde. S. Briefw. mit Körner IV, S. 46 f.

[63]) „Diese Einseitigkeit, welche bei Werken der bildenden Kunst uns täglich begegnet und leider in der Künstlerwelt selbst am allgemeinsten verbreitet ist, beruht auf dem nicht geistig verklärten sinnlichen Wohlgefallen, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gestalten Schatten sind und kein Leben haben, wogegen Göthe nur lebenstreue Wahrheit geschaffen habe. Durch die Romantiker wurde die gebildete öffentliche Meinung darüber aufgeklärt, daß Schillers moralischer Enthusiasmus im Grunde nichts anders, als Borniertheit sei[64]). Alle solche Maximen und Schmähungen haben freilich für denjenigen keine Gefahr, der bei sonstiger Anerkennung der romantischen Verdienste die poetische Impotenz und Eitelkeit dieses Kreises, bei Einzelnen die sittliche Kleinheit kennt, welche die berüchtigte Lucinde hat entstehen lassen, zu deren Vertheidiger sich sogar Schleiermacher herbeiließ. Er weiß, warum Schiller mit Koth beworfen wird. Jedoch die sogenannte gebildete öffentliche Meinung kümmert sich um die Quellen nicht, sondern begnügt sich mit den Resultaten, die durch ganze Generationen das Urtheil bestimmen und, wie wir noch heute empfinden, Schiller unwürdig unter Göthe heruntergedrückt haben. Vom jungen Deutschland versteht sich von selbst, daß es mit Schiller wenig Berührungspunkte hatte, aber in demselben Grade auch, daß so lange Heine's Reisebilder und das Buch der Lieder für die Geschmacksrichtung maßgebend waren, die schwere Lektüre Schillers eben zu schwer war. Von Börne, dem achtungswerthen Charakter, schreibt sich die noch oft umgehende Sage, daß Wilhelm Tell

---

verschuldet auch so vieles Ton- und Wortgeklingel in Musik und Dichtkunst." Schauenburg Progr. d. Düsseld. Real-Sch. 1859 S. 6.

[64]) Wenn Friedr. Schlegel, wie Palleske II, 368 anmerkt, in der Kritik des ersten Schillerschen Musenalmanachs der „Würde der Frauen" fast allen poetischen Werth abspricht, dagegen zugiebt, daß das Gedicht gewinne, „wenn man die Rhythmen in Gedanken vertausche und das Ganze strophenweise rückwärts lese," an einer andern Stelle über Schiller sogar äußert, daß „die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft unheilbar sei:" dann können wir uns über den drastischen „Laffen," womit Schiller seinen Kritiker gelegentlich in einem Briefe an Göthe regalierte, schwerlich verwundern. Noch 1802 (S. Jul. Schmidt Schill. u. ſſ. Ztgenoſſ. S. 368.) heißt Schiller bei Friedrich: „der Anempfinder," „der bleierne, moralische Schiller." Gleichzeitig und bis in die neueren Tage hinein sehen wir neben den Männern sogar literarisch einflußreiche oder schriftstellernde Frauen derselben Schule — ganz gegen die sonstige Art wenigstens deutscher Frauen — indirekt und darum nicht weniger wirksam an dem Lanzenbrechen der romantischen Ritter gegen Schiller treuen Antheil nehmen. In erster Reihe steht die gefeierte, geistreiche Rahel, die als Gattin Varnhagens lange Jahre hindurch die maßgebende, inspirierende Königin des ganzen Berliner romantischen Kreises war, nach Humboldt (Briefe an eine Freundin II, 285) Göthe „wahrhaft vergötterte" und ihr offenes Gesellschaftshaus zum Mittelpunkte des Göthedienstes erhoben hatte. Die unverkennbaren und für viele auch heute noch nicht ungefährlichen Nachklänge dieser Berliner Glanzperiode treffen wir in Varnhagen's jüngst erschienenen und in ganz anderem Interesse aufgesuchten „Tagebüchern", die als Denkmal voller, schwärmerischer Hingabe an Göthe und Rahel, uns gerade darum (S. Th. I, 153) das unumstößliche Zeugniß Varnhagens, wenn wir ein solches noch bedürfen, beibringen, daß Schiller eben durch das „kritische Gewicht" der Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. s. w. „über dreißig Jahre niedergehalten" worden ist. In zweiter Reihe nenne ich die originelle, lebendige Bettina, die durch ihren bekannten „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde" 2. Aufl. 1837 — welcher „für die Guten und nicht für die Bösen" bestimmt war — der späteren Generation, wie man gesagt hat, „zuerst gezeigt hat, wie Göthe geliebt worden sei und wie er geliebt werden müsse" (S. Grenzboten 1859 S. 237), und gleich Lewes vorzugsweise darauf ausgegangen ist, dasjenige, was zur Vollendung des Göthebildes bis dahin noch gefehlt hatte: Göthes „Herzensgüte" der Welt klar zu machen. Die vereinzelten Ausdrücke Bettina's (I, 279 f.) von den „zwei Brüdern auf Einem Thron," vom „heiligen Leichnam" Schillers, verschwinden gegen den sonstigen Gesammteindruck des Buches.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine verfehlte Komposition, Wilhelm Tell selbst ein „Philister" ist[65]) — eine Auffassung, die auf vollständiger Verkennung dieses Kunstwerks beruht, seitdem Hoffmeister[66]) nachgewiesen, daß nicht Tell, sondern das Schweizervolk als Held im Stücke auftritt. Der geistreiche Wolfgang Menzel, von Börne bekanntlich der Franzosenfresser getauft, ein begeisterter Verehrer Schillers, predigte den Kreuzzug gegen die destruktiven Tendenzen der Jungdeutschen, hat aber nach meiner Meinung durch die maßlosen Angriffe gegen Göthe in der Sache mehr geschadet, als genützt.

Während dieser verschiedenen Phasen des deutschen Geistes, in welchen Göthes Stern in der Hauptsache unerreicht am deutschen Himmel glänzte, theils noch mit strahlenderem Lichte umgeben werden sollte, Schiller dagegen theils keine Vorbedingungen für sich fand, theils auf das heftigste befehdet wurde, wirkten auch andere Zeitumstände — und das soll die Schlußbemerkung sein — höchst nachtheilig auf seine Würdigung neben Göthe, und zwar vorzugsweise in den Augen der gebildeten öffentlichen Meinung. Ich meine die deutschen, speziell politischen Verhältnisse, deren Schwingungen wir doch bisher wohl im ganzen keine all zu freien nennen dürfen. Ohne politische Freiheit, sagt Böckh, ist keine geistige Freiheit möglich, und ohne geistige Freiheit, setze ich hinzu, ist keine volle Würdigung Schillers denkbar. „Auch das noch gar!" sagt mancher vielleicht unwillig. Ich muß den Vorwurf tragen. Nichts desto weniger muß ich bei meiner Ansicht bleiben, daß nicht allein der Dichter ein Sohn der Zeiten ist, sondern daß auch die Zeiten aus ihm heraus gerade das entnehmen, was ihrem Bewußtsein am nächsten liegt und entspricht. Wie wenig aber Schillers idealer Freiheitsbegriff von seinen Zeitgenossen aufgefaßt worden ist, beweist am besten jener Kommentar zum Karlos, womit er alles Ernstes der Welt erst demonstrieren mußte, daß er es in seinem Drama keineswegs nur auf die Freundschaft zwischen Don Karlos und Marquis Posa abgesehen habe. Im Lauf der Jahrzehnte ist Schiller dann, sammt seinem sittlichen Freiheitsbegriff und den Menschheitsidealen, zum Jugenddichter degradiert, während Göthe, der allerdings den einzelnen Menschen besser kennt, wie Heinrich Kurz[67])

[65]) Die Kritik Börne's mußte um so mehr wirken, als dieselbe von einem Verehrer Schillers als Menschen und Charakters herkam und durch die gleichzeitige Polemik gegen den Charakter Göthes den Eindruck der Unparteilichkeit hervorrief. „Die Fehler des Gedichtes — urtheilt Börne über W. Tell — sind die Tugenden des Dichters." Aber „dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als bessern Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten." Kurz: „Es thut mir leid um den guten Tell" — sagt Börne seine ganze Kritik sehr geschickt in einem Satze zusammenfassend —; „aber er ist ein großer Philister." Vergl. Börne über den Charakter des W. Tell in Schillers Drama.

[66]) Vergl. Hoffm-Viehoff III, S. 351 ff. Aber Hoffmeister hat (III. S. 349) Unrecht, wenn er es für „mehr als wahrscheinlich hält, daß Schiller mit dem Sujet zugleich die Behandlung des Tell von Göthe empfing." Heinr. Kurz (Gesch. d. deutsch. Lit. III. 440 a. b.) hat die Unhaltbarkeit dieser Annahme selbst gegen Göthes Aussprüche in den Annalen aus dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel evident dargethan. Die Erzählung Göthes über denselben Gegenstand bei Eckermann (III, S. 168—170) im Jahre 1827 kann in der Sache nichts ändern.

[67]) Vergl. H. Kurz Gesch. der deutsch. Lit. III, 446 a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erklärt, aber nicht die Menschheit, vor dem Forum der gebildeten öffentlichen Meinung zum Männerdichter geworden ist, wahrscheinlich, weil er auf das für Quietisten Unerreichbare nicht hinstürmt. Als ob für eine vernünftige sittliche Freiheit arbeiten, dem Manne nicht anständig wäre! Erst heute begreifen wir jene wunderbar mächtige Stimme des alten Doria: „Armer Spötter! Hast Du nie gehört, daß Andreas Doria achtzig alt ist, und Genua — glücklich?" — oder jenes den Emporkömmling zermalmende Römerwort Verrina's: „Fiesko muß sterben!"[68]) — oder jenen grollenden Ausruf Ferdinands: „Ich bin ein Edelmann — Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen giltiger, als die Handschrift des Himmels in Louisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann!" — oder Marquis Posas: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! —" oder Wallensteins: „Mich jammert dieses deutsche Land" — oder desselben Kriegshelden stolzen Männerruf: „Es soll im Reiche keine fremde Macht mir Wurzel fassen!" — und die eben in unsern Tagen häufig genug erklungenen und angewandten Kernsprüche aus der Jungfrau und dem Wilhelm Tell: „von der nichtswürdigen Nation," „von den ewigen Rechten" und dem A und O: „Seid einig!" Und die geschichtlichen Thatsachen bestätigen unzweideutig auch sonst die Wahrheit dieser Sätze. Nur in den Freiheitskriegen, wo der politische Wind in Deutschland freier wehte, stand Schillers Stern hoch, gerade so wie er sich jetzt vor unsern Augen erhebt, wo wir kräftigeren Zuständen entgegen gehen. Nicht als ob Göthes Verehrer eitel Rückschrittsmänner wären! Einen so allgemein gefaßten Vorwurf kann kein Verständiger, der die Verhältnisse unbefangen würdigt, vorbringen wollen. Aber auffallend bleibt doch die, wie ich glaube, nicht zu leugnende Erfahrung, daß die vorzugsweise Konservativen, die Realisten oder die Gleichgiltigen[69]) auch in politischen Dingen, auf Seiten Göthes stehen, während die Kämpfer für Schiller, wie die sogenannte gebildete Meinung sich oft ausdrückt, aus den Demagogen, Stürmern und Träumern, wir wollen mit einem Worte korrigierend sagen: aus den treuen Nationalen sich rekrutieren, und gottlob immer mehr Zuspruch zu bekommen scheinen, jemehr der deutsche Geist auch im Politischen sich selbst zu verstehen anfängt. Auch dies, scheint mir, ist Beleg genug, daß bisher auch der deutsche Zeitgeist in der Hauptsache nur dazu hat beitragen können, um Schiller in der gebildeten öffentlichen Meinung als Dichter hinter Göthe entschieden nieder zu halten.

So viel oder so wenig habe ich über Schiller als literarische Größe und über das heutige verdunkelte Bild desselben in den Augen der gebildeten Welt zu sagen gehabt. Alles zusammenfassend, halte ich somit die Tradition an sich, unsere Schule als Pflegerin der Tradition, den Geistes- und Lebensgang Schillers, so wie unsere bisherigen deutschen Zeitströmungen für die Fun-

---

[68]) Schon der wackere Pfarrer v. Gamaringen würdigte die Stelle. S. G. Schwab S. 221.

[69]) „Ich weiß Deine Werke, daß Du weder kalt noch warm bist. Ach daß Du kalt oder warm wärest! Weil Du aber lau bist u. s. w." spricht die Schrift kräftig und schön für alle Verhältnisse. Offenb. Joh. 3, 15. 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damentalhemmnisse, die Schiller in unserm Dichterdiumvirat bis jetzt nicht über die zweite Dichterstelle haben emporkommen lassen. Wie sehr mit Unrecht, geht schon aus den bisherigen Grundstrichen hervor, und soll die Folge noch mehr klar machen. Für jetzt begnüge ich mich mit dem tröstenden Worte unseres Gervinus[70]): daß auch über Shakespeare in der ersten Zeit derselbe Zwist war, wie über unsern Schiller, bis es heute denn so weit gekommen ist, daß es fast trivial erscheint, darüber noch irgend ein bedeutendes Wort zu verlieren. Man nimmt Shakespeare wie er ist. Und diese Zukunft hat Schiller, der schirmende Genius Deutschlands.

„Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Lebenslos —
Wardst gefeiert und gepriesen,
Wardst verketzert und verwiesen;
Angestaunt in deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt
Und zuletzt auch noch geadelt —
Ach, vergieb dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!“

---

[70]) Vergl. Gervinus Lit. Gesch. V, 481 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf